



## VERKRUSTET UND DOGMATISCH

Die aktuelle Geschlechterpolitik ist den modernen Anforderungen nicht gewachsen. Sie verhindert Offenheit und Vielfalt zwischen den Geschlechtern – und neue Bündnisse

In den vergangenen Wochen hatte ich desöfteren die Gelegenheit, männliche Führungskräfte in öffentlichen Verwaltungen über das Thema Gender-Mainstreaming zu informieren. Dies gab mir auch die Möglichkeit, auf die Situation von aktiven Vätern hinzuweisen. Dies wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn die Geschlechterpolitik nicht die Institution der Gleichstellungsbeauftragten geschaffen hätte. Denn diese sorgen dafür, dass das Genderthema in den entsprechenden Organisationen überhaupt angesprochen werden kann - auch wenn es dann zunächst als „Frauenthema“ kommuniziert wird. Dieses Beispiel - und ich habe in den vergangenen zehn Jahren, in denen ich in Sachen Gender durch die Republik reise, viel Ähnliches erlebt - zeigt auch uns Männern, wie wichtig Frauenbewegung und staatliche Geschlechterpolitik waren und sind.

## FRAUEN HABEN DAS SAGEN

Aber wie alle „revolutionären“ Bewegungen und die aus ihnen erwachsenen Politikkonzepte ist auch der Mainstream der Frauen- und Geschlechterpolitik im Laufe der Zeit dogmatisiert und verkrustet, so dass Geschlechterpolitik den heutigen Anforderungen kaum mehr gerecht wird. Dies zeigt sich deutlich an drei Punkten: dem nach wie vor virulenten Denken der Geschlechterpolitik in homogenen Geschlechtergruppen; einer daraus resultierenden monokausalen Analyse der Geschlechterverhältnisse; und am sozialkonstruktivistischen Ansatz dieser Politik.

Zahlreichen empirischen Studien zum Trotz denkt die deutsche Geschlechterpolitik in ihrem Mainstream noch immer in homogenen Gruppen: „Den Frauen“ stehen „die Männer“ entgegen. Geschlechterpolitik war von Anfang an „Frauenpolitik“. Differenzierende Ansätze aus der so genannten race-class-gender-Debatte oder gar die Theorie der „hegemonialen Männlichkeit“ sind weiten Teilen der Akteurinnen in diesem Feld nach wie vor fremd. Es ist zwar unbestritten, dass Führungskräfte überwiegend männlich sind. Die Erkenntnis aber, dass nicht alle Männer Führungskräfte sind und - wie auch ein großer Teil der Frauen - solche gar nicht werden wollen, ist in den Mainstream der Geschlechterpolitik leider noch nicht vorgedrungen. Staatliche Geschlechterpolitik soll von daher auch primär helfen, „Kinder und Karriere“ unter einen Hut zu bringen, obwohl „Kinder und gutes Leben und ausreichendes Einkommen“ wohl den meisten Frauen und Männern genügen würden. Dies auch vor dem Hintergrund, dass die überwiegende Zahl der Männer aktiv an der Erziehung der Kinder beteiligt sein will und schon heute zuhause keineswegs fremd wirkt. Dass auch Männer ein „Vereinbarkeitsproblem“ haben, wird zwar zur Kenntnis genommen, aber abgesehen von den beiden „Papa-Monaten“ nur zögerlich in politische Maßnahmen umgesetzt.

## ES GEHT NICHT UM SCHULD

Dies kommt nicht zuletzt auch daher, dass die Geschlechterpolitik in Deutschland noch immer überwiegend von Frauen konzipiert wird - daran ändert auch ein kleines „Männerreferat“ im Frauenministerium nichts Wesentliches. Mit ihrem vereinheitlichenden Blick verbaut sich die aktuelle Geschlechterpolitik vor allem die Chance, Bündnisse zwischen Frauen und Männern aufzubauen. Denn schon lange laufen die Konfliktlinien in Organisationen nicht mehr ausschließlich zwischen Frauen und Männern, sondern zwischen Eltern und Nicht-Eltern.

Einen differenzierten Blick auf die Geschlechterverhältnisse kann Geschlechterpolitik aber nur dann entwickeln, wenn sie

sich nicht mehr länger an mechanistischen Weltmodellen aus dem 16. Jahrhundert orientiert - am Bacon'schen und Newton'schen Uhrmacher-Universum; Weltbilder, die von der feministischen Wissenschaftskritik zurecht als zutiefst androzentrisch - also von männlichen Weltbildern geprägt - kritisiert worden sind. Aus dieser mechanistisch-statischen Perspektive wird dann von einer „Flucht der Männer aus der Hausarbeit“ oder von „Frauen als Opfern männlicher Gewalt“ gesprochen. Männer bleiben die Täter, Frauen die Opfer.

Eine auch unter Beteiligung von Frauen seit Mitte des 20. Jahrhunderts entwickelte systemische Sicht auf soziale Handlungsmuster geht hier einen ganz anderen Weg. Sie sieht alles mit allem in Beziehung. Eine Handlung bedingt immer eine andere, wobei jede Handlung zugleich auch die Kommunikation mit hinter der Handlung verborgenen Wertmustern ist. Kommunikation ist keinesfalls - wie Virginia Satir betont - nur Sprache, sondern immer auch non-verbale Kommunikation.

Familie ist demnach ein System von aufeinander bezogenen Handlungen bzw. Kommunikationen, wobei jede wissenschaftliche Beobachtung das Ganze gewissermaßen auseinander reißt und nur einen Ausschnitt des gesamten Kommunikationsnetzes betrachtet. Wenn ein Mann sich nicht in der Betreuung der Kinder engagiert, kann dies sehr wohl - wie beispielsweise Wassilio Fthenakis und Beate Minsel gezeigt haben - in dem (non-verbale) kommunikativen Verhalten der Mutter gegenüber dem Vater begründet sein. Überlegungen dieser Art werden jedoch von Frauen sehr schnell mit dem Argument abgetan, jetzt hätten wieder die Frauen die „Schuld“ daran, dass Männer faul sind.

## BIOPHOBIE

Gleiche Argumente finden sich gegen ein systemisches Herangehen an häusliche Gewalt von Männern. Dabei wird übersehen, dass es in einer systemischen Sicht keine „Schuld“ gibt - es gibt nur ein gestörtes Kommunikationsmuster, und dieses Muster gilt es zu verändern. Auch die Anwendung physischer Gewalt in einer Partnerschaft ist in diesem Sinne Ausdruck einer gestörten Kommunikation und kann nur dadurch gelöst werden, dass beide Partner ihre Kommunikationsmuster verändern. Dies gilt übrigens auch für gleichgeschlechtliche Paare, bei denen sich - wie die Forschung seit Jahren zeigt - identische Gewaltmuster wie bei heterosexuellen Paaren finden. Häusliche Gewalt hat nichts mit isolierter Männergewalt zu tun!

Ein systemischer Blick auf die Geschlechterbeziehungen wird dem Umstand viel eher gerecht, dass es sich um ein Verhältnis handelt, bei dem beide Pole - Männer wie Frauen - aktiv sind und jeweils unterschiedliche Mittel einsetzen. Es macht zudem mit den leidigen Stereotypen von Opfer und Täter ein Ende - Stereotypen, von denen die Geschlechterpolitik immer sagte, dass sie sie auflösen wolle, die sie aber mit ihrem mechanistischen Denkmodell immer wieder reproduziert. Ist es daher verwunderlich, dass es immer noch kaum gelingt, Jungen andere Männerbilder zu vermitteln als den starken Macher, der keine Schwäche zeigen darf?

Aber nicht nur mit ihrem mechanistischen Verständnis der Geschlechterbeziehungen bleibt die gängige Geschlechterpolitik einem androzentrischen Paradigma verhaftet; sie tut dies auch und vor allem mit ihrem sozialkonstruktivistischen Ansatz, der den Menschen ausschließlich durch seine Umwelt geformt sieht. Auch wenn diese Idee, die aus der so genannten behavioristi-



schen Psychologie stammt und letztendlich wieder auf einen Mann – den Philosophen René Descartes - zurückgeht, ihre Gültigkeit im Wesentlichen aus Laborversuchen mit Ratten und Tauben bezieht, bildet sie doch immer noch den zentralen konzeptionellen Bezugspunkt der Geschlechterpolitik. Männer und Frauen kommen diesem Denkansatz zur Folge bei ihrer Geburt als unbeschriebenes Blatt zur Welt und sind in ihrem Verhalten durch Geschlechterpolitik beliebig gestaltbar. Ärgerlich nur, dass das Verhalten der Menschen selbst diesem Denken massiv widerspricht: Frauen wählen - auch und besonders in Schweden - noch immer Frauenberufe, verbringen in allen uns bekannten Kulturen mehr Zeit mit kleinen Kindern, während junge Männer überall auf der Welt viel riskanter mit ihrem Körper umgehen. Keine bisher beobachtete Kultur legt besonderen Wert darauf, dass Väter sehr viel Zeit mit kleinen Kindern verbringen. Das legt nahe, auch über biologische Ursachen dieser Unterschiede nachzudenken.

schlechter verschrieben - auch wenn sich dieses im Alltagsverhalten von Frauen und Männern einfach nicht einstellen will und, wie die aktuelle Männerstudie zeigt, von den Geschlechtern auch keineswegs gewünscht wird. Dabei wäre es ein Leichtes, mit den von der neuro- und evolutionsbiologischen Geschlechterforschung aufgeworfenen Fragen nach einer möglichen Ungleichheit der Geschlechter innovativ umzugehen.

## UNTERSCHIEDE RESPEKTIEREN

Dies ist allerdings erst dann möglich, wenn ein weiteres Mantra der Geschlechterpolitik über Bord geworfen wird: die Gleichsetzung von Unterschiedlichkeit mit Ungleichheit. Täte man dies, könnten zwei neue Ziele die alten ersetzen: Offenheit und Vielfalt. Offenheit bedeutet, dass Geschlechterpolitik alles daran setzt, in jedem Bereich Zugangsbarrieren der Geschlechter - etwa von Frauen in den Führungsetagen der Unternehmen



Doch jedes Nachdenken über mögliche evolutionsbiologisch begründete Unterschiede im Verhalten von Frauen und Männern wird umgehend als „biologistisch“ - und implizit „sozialdarwinistisch“ - abgetan. Aktuelle Ansätze etwa der Gehirnforschung, die von einer gleichen Intelligenz der Geschlechter, aber unterschiedlichen Motivationslagen bei Frauen und Männern ausgehen, bleiben auf diese Weise ebenso unberücksichtigt wie der Umstand, dass es seit Jahrzehnten im anglo-amerikanischen Raum zahlreiche „feministische Darwinistinnen“ gibt, die sehr viel zu einem differenzierten Verständnis patriarchaler Strukturen beigetragen haben. Sie konnten etwa zeigen, dass die Unsicherheit von Vätern im Hinblick auf ihre Vaterschaft ein wesentliches Motiv von Männern bildet, die Sexualität von Frauen kontrollieren zu wollen. Die zentrale Bedeutung einer gerechten Regelung von Vaterschaftstest darf von daher nicht unterschätzt werden. Mit dem „Gesetz zur Vaterschaftsfeststellung“ im Februar 2008 ist hier ein erster Schritt in die richtige Richtung erfolgt.

Mit ihrer impliziten „Biophobie“ bleibt die derzeitige Geschlechterpolitik beharrlich dem Konzept der Gleichheit der Ge-

und von Männern in der Familie - „an sich“ aufzuheben und gleichzeitig eine sich dann möglicherweise einstellende Unterschiedlichkeit der Lebensmuster zuzulassen. Denn nicht alle Männer werden aktive Väter sein, nicht alle Frauen werden Ingenieurinnen werden wollen.

Geschlechterpolitik müsste darauf zielen, diese Vielfalt gleichwertig, das heißt benachteiligungsfrei zu gestalten. Männern dürfte kein Nachteil dadurch entstehen, dass sie in die Elternzeit gehen, Frauen kein Nachteil, wenn sie für einen gewissen Zeitraum ihre Arbeitszeit reduzieren. Dies schließt mit ein, die jeweiligen Entscheidungen der Geschlechter für ein bestimmtes Lebensmuster zu respektieren und nicht neue Normen des Verhaltens aufzubauen - etwa die Norm vom guten Vater, der nur dann ein guter Vater ist, wenn er höchstens zwanzig Stunden erwerbstätig ist. Gleichwertige Vielfalt ist nur dann möglich, wenn sich die Geschlechter im Alltag in ihren Unterschiedlichkeiten und Besonderheiten respektieren, wenn männliche Emotionalität auf dem Fußballplatz ebenso wenig als defizitär angesehen wird wie weibliches Kommunikationsverhalten am Telefon.

[PETER DÖGE]